

Buchmesse in Frankfurt a.M.

Literatur-Eule



Baselitz liest

Zum Gedenken an Günter Grass: S.90



Mir geht's schon besser, Herr Professor!

Salben

Die beste Wirkungskraft verliert
Die Salbe, die zu dick geschmiert,
Auch Zuspruch, wenn er heilen soll,
Sei darum nicht zu salbungsvoll.

Konsultation

Wird ein Familienmitglied kränklich,
So zeigt sich jedermann bedenklich
Und – was auch ganz vernünftig – rät,
Zum Arzt zu gehen, eh's zu spät.
Man gibt so lange keine Ruhe,
Bis jener schwört, daß er es tue.
Man fragt ihn sanft, man fragt ihn grob,
Zum Schluß fragt man ihn nur noch: »ob?«
Er kann dann schon Gedanken lesen:
Ob nämlich er beim Arzt gewesen?
Je nun, er geht denn auch zum Schluß,
Weil er doch einmal gehen muß.
Fragt dann der Arzt schon in der Türe
Ihn höflich, was ihn zu ihm führe,
Kann er es sagen ganz genau:
»Nur der Befehl von meiner Frau!«

Magenbeschwerden

Wohl dem Gesunden, der's verträgt,
Daß er sich wüst den Bauch vollschlägt.
Doch hat selbst der nicht immer Glück,
Denn manchmal schlägt der Bauch zurück.



LOTHAR OTTO

Neue Heilmethoden

Berühmt zu werden, liegt an dem:
Du mußt begründen ein System!
Such was Verrücktes und erkläre,
Daß alles Heil im Kuhmist wäre,
Dem, auf die Wunde warm gestrichen,
Noch jede Krankheit sei gewichen

Und den, nachweislich, die Azteken
Geführt in ihren Apotheken ...
Hält man Dich auch für einen Narren,
Du mußt nur eisern drauf beharren,
Dann fangen immer einige an,
Zu glauben, es sei doch was dran,
Und Du gewinnst Dir viele Jünger,
Die Deine Lösung: »Kraft durch Dünger!«
Streng wissenschaftlich unterbauen
Und weiterkünden voll Vertrauen.

Lebensangst

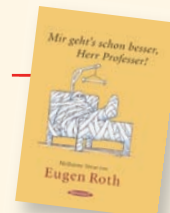
Am Leben krankt nur, wer gescheit –
Gesunde Dummheit, die bringt's weit!

Nicht zimperlich

Oft tut was weh, ganz sanft berührt,
Was man bei kräftigem Druck kaum spürt.
So ist im Leben vieles schmerzhaft,
Bis man es angreift, frisch und herzhaft.

Schnittiges

Wir scheuen alle zwar das Messer –
Doch Scherereien sind nicht besser.



Eugen Roth: **Mir geht's schon besser, Herr Professor!**,
Deutscher Taschenbuch Verlag,
92 S., 6,90 Euro



Wenn Romane durch die Nacht gleiten

Die Literatur kennt nicht nur dick oder dünn; es gibt auch oben und unten. Oben siedeln Autoren wie Herta Müller und Peter Handke, unten befinden sich die Leser. Und was lesen sie? Herta Müller und Peter Handke? Nein, was sie wirklich lesen, ist der

Kriminalroman

Plötzlich und unerwartet lernt Honorarkonsul Karl-Otto Wilhelmi den Ernst des Lebens kennen: Er stirbt. Die Obduktion ergibt, dass in seinem Rücken 27 Messer und eine Gabel stecken. Unfall oder Selbstmord? »Keins von beiden«, stellt der Gerichtsmediziner fest, »Herzschwäche!« Aber wer hat ein Interesse daran, dass Honorarkonsul Wilhelmi an Herzschwäche stirbt?

»Wenn es ein Verbrechen war«, überlegt die junge, ehrgeizige Staatsanwältin Silke Meyer-Schultze, »wer ist dann schuld: die Gesellschaft, die Umwelt oder die Eltern? Wenn es aber kein Verbrechen war, ist es dann nicht egal, wer es getan hat?«

Auf Wilhelmis Sparbuch liegen mehrere Oktillionen Euro, angelegt in Tausenden Dollars; auch einige Milliarden Immobilien und eine Million Firmen in aller Welt gehörten ihm. Aber wo ist das Tatmotiv? Die Befragung von Wilhelms Gattin und seinen 27 Exfrauen hilft nicht weiter. Alle streiten die Tat ab, können es also nicht gewesen sein. Außerdem haben alle ein Alibi, denn sie waren zur Tatzeit ausnahmslos bei Wilhelmi zu Besuch. Keine hat eine der anderen bei der Tat beobachtet. Da auch nichts gestohlen wurde, will die Staatsanwältin schon das Verfahren einstellen.

Doch da entdeckt sie ein winziges Indiz, das ihr bisher entgangen war: Im Rücken des Verstorbenen steckt zwar ein ganzes Bestecksortiment, aber keine Gartenschere! Hat der Gärtner sie nicht benutzt, um seine Täterschaft zu verbergen?

Der Fall scheint klar. Vor Gericht jedoch verrät der Gärtner, dass Wilhelms letzte Gattin Chinesin

ist und Messer und Gabel nicht auseinanderhalten kann. Deshalb isst sie mit Stäbchen. Zwar winkt der alte, erfahrene Richter Friedrich Lubarsch unter Verweis auf die parallele Rechtsprechung im Äpfel-Birnen-Präzedenzfall ab: »Messer und Gabeln kann man nicht vergleichen.« Doch die Gegenüberstellung beweist, dass die 1,63 Meter große Asiatin kleiner ist als der 1,92 Meter messende Gärtner. So bleibt dem Richter nichts übrig, als die Beklagte nach § 1 schuldig zu sprechen: »Die Kleine hängt man, den Großen lässt man laufen.« Aus die Maus.

Agentenroman

Ein letztes Mal überprüft 000, der Agent seiner Majestät des Kunden, seine Geheimausrüstung: den in einen hohlen Zahn eingebauten Sender, mit dem er auch hochauflösende Fernsehprogramme in Farbe empfangen kann; den Füllfederhalter, der in Wahrheit ein Helikopter ist; und den Helikopter, mit dem er in Wirklichkeit Briefe schreibt. Dann ergreift er den Helikopter, um einen Nachsendeantrag bei der Post zu stellen, schwingt sich in den Füller und hebt ab.

Bald darauf landet er in der Großen Islamischen Wüste, wo sich die geheime fundamentalistische Forschungszentrale befindet. Noch am selben Abend entdeckt 000 eine brandheiße Sache: Hamdulillah, die Tochter von Ali Ben Zin, dem Projektleiter. Von ihr erfährt er, dass die Fundamentalisten eine Formel entwickeln, mit der sie die westliche Welt in ein riesiges Falafel verwandeln können. Nicht auszudenken, wenn jemand großen Hunger bekäme! ➤



HELMUT JACEK

Die Lage für den Westen ist ernst, also hoffnungslos. 000 handelt sofort. Er tut ohne Umschweife seine Pflicht, und schon am anderen Morgen schmuggelt Hamdulillah ihn bereitwillig ins Labor.

Doch Ali Ben Zin erkennt ihn, da er auf dem DVD-Schwarzmarkt schon viele westliche Spielfilme gekauft hat. Kaum gebunden und gemeinsam mit Hamdulillah in ein Verlies gesperrt, um bei Wasser und Fladenbrot zu schmachten, löst 000 schon die Fesseln, überwältigt den Wärter, befreit Hamdulillah und überwältigt auch sie. Sie kommen beide zur selben Zeit, da gerade die Formel fertig ist, zurück ins Labor. Im Handgemenge mit den wüsten Söhnen Mohammeds verliert 000 seinen hohlen Zahn, auf dem gerade eine Dauerwerbesendung läuft. Während die Forscher gebannt glotzen, nimmt 000 die Formel an sich und macht sich mit Hamdulillah auf den Heimflug. Plötzlich, sie haben seit Stunden nichts mehr gegessen, kriegen sie mächtigen Kohldampf ...

Heimatroman

Die Abendglocken läuteten, und ein laues Lüftl wehte von den Bergen; schon ist die Einleitung fertig.

Christl, die Erbtöchter des Großbauern, stand in ihrer Kammer vor dem großen Wandspiegel und bürstete ihr goldgüldenes Haar. Machte sich fesch für ihren Franzl, den Großknecht, der sie heute Nacht zum ersten Mal ehelichen wollte.

Da flog das Tür auf, und der Rochus Päsold stand vor ihr, des alten Einöders alter Altknecht, der schon lang' ein Aug' auf das schmucke Madl geworfen hatte, derweil sein zweites Aug' auf ihren Erbhof schielen tat.

»Jessas Deifi!«, entsetzte sich die Christl. »Bist noch immer net tot?«

»Ein Edelwoaß hab' i dir mit'bracht«, fuhr Rochus fort, ohne freilich wegzugehen. »Willst' mein Madl sein?«, entkleidete er sich.

»Dös will ich nie nimmer net«, schüttelte die Christl verzweifelt ihr Haupt, als gar unvermutet das Tür abermals aufsprang und schneidig der Franzl eintrat. »Deifi, Deifi!«, rief er entschlossen rufend, »Deifi, Deifi! Viermal genügt's.«

Packt der Franzl das Altknecht und wirft denselben zum Fenster! naus! Schallt es klatschend von der Straßen!

»O Franzl«, flüsterte die Christl zärtlich und hauchte errötend ein Busserl auf seine starken, so überaus starken Lippen ...

Landserroman

Sie lagen vor Stalingrad. Kältende Klirre. Die Geschütze husteten durch die Nacht. In den letzten zwei Tagen hatten die Russen über fünfzig Millionen Mann verloren – doch ihre Übermacht war trotzdem noch gewachsen.

Im deutschen Hauptquartier schlugen die Generäle ein Rad – nein, beratschlugen. Draußen aber, wo die Granaten wie schrille Flöhe herumhüpften, kämpfte der deutsche Landser. In einem Graben hatten sie sich verschanzi: Brinckmann, Ebeling und Richter. Mehr waren es nicht mehr. Dennoch war es aussichtslos.

Aber an Kapitulation dachte keiner. »Lieber wollen wir siegen!«, rief Ebeling. »Es ist für Deutschland!«, fluchte Richter. »Und für unsere Kinder und Enkel!«, fiel Brinckmann ein. Er spähte nach draußen. Am Horizont schien es, als würden weiße Bettlaken in den Nachthimmel hochgeworfen – aber es war bloß das Mündungsfeuer der Stalinorgeln.

Mit einer einzigen Garbe mähte Brinckmann wieder einige tausend Russen um. »Recht so!«, jubelte Ebeling und schickte ebenfalls Tod und Verderben in die russischen Reihen. »Soldaten sind schließlich keine Mörder!«, nickte Richter und ließ sein MG sprechen, dass die Russen fielen wie die Fliegen. Derbes Männerlachen kam aus den Männerkehlen, das die Finsternis zerschnitt wie einen

Sack Mehl. Aber Brinckmann, Ebeling und Richter meinten es nicht böse. Sie waren unschuldig an dem, was sie wollten. Sie waren nur Soldaten!

»Wir sind ja nicht zu unserem Vergnügen hier einmarschiert«, stellte Richter fest. »Auch wir wären lieber daheim und würden Mutter zur Frau machen«, stieß Ebeling hervor. »Aber unsere Enkel werden ihre lieben Opas verstehen«, strotzte Brinckmann zuversichtlich.

Bis dahin wollten sie die Stellung halten.

Arztroman

Lisa Laschke wird bei dem Versuch, die Stadtautobahn zu überqueren, um den Weg zum Supermarkt abzukürzen, von einem Sattelschlepper erfasst. Im Krankenhaus operiert Dr. Schwarzenwald sofort. Ihm gelingt es, den Kopf, ein paar Rippen und beide Knie zu retten. Er legt die Teile in ein mit Serum gefülltes Glas und stellt es auf seinen Schreibtisch, um die Genesung direkt beobachten zu können.

Schon bald fühlt er sich unwiderstehlich zu der Frau hingezogen. Er, der Junggeselle, der Hagestolz, der nie die Richtige fand – hier, in Lisa Laschkes stillem und freundlichem Wesen findet er, was er noch nie gesucht hat.

Dr. Schwarzenwald ist verliebt. Es währt nicht lange, da läuten dem Paar die Hochzeitsglocken. Und es wird eine glückliche, vorbildliche Ehe. Bis zu dem Tag, an dem Dr. Schwarzenwald erfährt, dass Lisa keine Kinder bekommen kann. Für ihn bricht eine Welt zusammen. Bei anderen Unfallopfern sucht er Trost. Doch auch sie können ihm keine Kinder schenken.

Müde begibt er sich nach Hause. Doch bei dem Versuch, die Stadtautobahn zu überqueren, um den Heimweg abzukürzen, wird er von einem Sattelschlepper erfasst. Als er wieder zu sich kommt, findet er sich im Glas neben Lisa wieder. Die alte Liebe erwacht. Und aller Streit ist vergessen.

Scienc-Fiction

Zehnmals schneller als die Nacht fliegt das Raumschiff durch das All. Sein Ziel: der Arsch der Welt, die Erde. Doch die Lage an Bord ist prekär. Das Wasser ist knapp; seit Wochen haben die Raumfahrer ihre Füße nicht mehr waschen können. Raumkapitän Perry Rohmann haftet fiebrig an seiner Überlegenheit. Präziser gesagt, er überlegt fieberhaft. 3000 Jahre ist er bereits alt, sieht aber älter aus. Die Suche nach einer Rettung hat ihn zwar nicht mitgenommen – er ist noch hier –, hat aber in sein Gesicht tiefe Spuren gegraben, die aus mehreren Millionen Kilometern Entfernung aussehen wie die berühmten Marskanäle.

Grübelnd blickt Rohmann hinaus in den ewigen Raum, wo die Monate wie Sekunden vorbeirasen, die nie enden wollen. Plötzlich bricht er mit einer Schusswunde zusammen.

»Die Rettung ist nah!«, frohlockt die Crew und nimmt draußen am Horizont der pechschwarzen Ewigkeit einen Hoffnungsschimmer wahr. »Ihm ist ein Gedanke durch den Kopf geschossen!«

Und tatsächlich, schon behandelt Perry Rohmann seine Augen wie rohe Eier: Er schlägt sie auf.

»Wir müssen unsere Füße loswerden«, programmiert er fast bewusstlos. »Holt Fußmatten her! Darauf können wir sie abstreifen. Wir haben keine Wahl!«

»Folglich bleibt uns wenigstens die Qual erspart«, dekodiert Zweiter Commander Tarantula. »Alles Perry, Roger! Bzw. Roger, Perry!«

Wenig später steht keiner der Raumfahrer mehr mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Realität. Das Science-Fiction-Raumschiff aber setzt programmgemäß seinen Flug fort. Und ein Perry-Rohmann-Roman gleitet weiter durch die ewige Nacht.

Schicksalsroman

Zwei ungleiche Brüder waren Armin und Arnim. Gut aussehend und erfolgreich bei den Frauen der eine, Armin. Arnim hingegen war ohne Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zur Welt gekommen. Und wie oft sahen seine Mitmenschen an ihm vorbei! Auch Armin kümmerte sich nicht um ihn und scherzte lieber mit den Frauen, als mit Arnim zu weinen, der natürlich völlig humorlos war.

Nie hatte Armin Zeit für ihn. Er bemerkte seinen Bruder allein dann, wenn er ihn ausnutzen konnte. Dann säckelte Armin ein: etwa den Lotohauptgewinn, den Arnim ertippt hatte. Oder die Millionenerbschaft, die nur für Arnim bestimmt war. Und das Stahlwerk, das Arnim aus seinen eigenen Ersparnissen errichtet hatte. Als Arnim schließlich die Kronprinzessin von Maharadschaland heiraten wollte, nahm Armin seinen Namen an und ehelichte sie. Arnim aber hieß fortan Armin. Das änderte jedoch nichts daran, dass Armin und Arnim zwei ungleiche Brüder waren. Gut aussehend und erfolgreich bei den Frauen der eine, Arnim. Armin hingegen ...

Liebesroman

Schon als Kind war Luise von Ratzebühl ein Mädchen. Doch älter geworden, ward sie zur Jungfrau. Der alte Baron aber, der auch ihr Vater war, hatte sich dem hohen Ideal der Gleichheit verschworen und duldete eine Heirat nur im gleichen Stand. Und so vermählte er seine mannbare Tochter mit einem hässlichen, aber adligen alten Nichtsnutz – mit sich.

Die junge Baroness indes ward nicht glücklich; zu groß war der Altersunterschied. Sollte das Leben für sie vorbei sein, ehe sie gestorben und vergessen war?

Einzig die Liebe zu einem weibbaren Jüngling, ihrem Bruder Luis, tröstete sie. Ohnmächtig, aber bewusstlos, wie es sich für Baronessen schickt, brach Luise von Ratzebühl derohalber vor ihrowegen väterlichem Gespons zusammen.

»Hm, hm...«, sprach da leise und laut der knorrige alte Baron, und eine feuchte Träne ward ihm zur nasen Zähre. Luises reine Liebe zu Luis hatte geobsiegt oder auch obgesiegt.

An einem lichten Sommertage ward Luises und Luisens Bund fürs Leben geschlossen, und es war da niemand, der dem herztausigen Paar sein herztausigstes Glück nicht von herztausigstem Herzesten gegönnt hätte.

Der alte Baron jedoch ward nimmer gesehen.

Nur Sie, liebe Leser, sind immer noch da? Das ist die Hauptsache!

PETER KÖHLER

Kann einer alleine so unerträglich sein, fragen sich viele ... Die Antwort fällt in jeder Hinsicht niederschmetternd aus: Der Honigtopf FDP ist zwar hohl, aber noch lange nicht leer. Es klebt noch reichlich Bodensatz dort, mit dem man die Ministerien in Berlin zukleistern kann. Aber nicht nur das. Westerwelle ist die politische Identifikationsfigur für ein Sammelsurium merkwürdiger Gestalten, mit denen man ein Wachsfüßerkabinett des Unwohlseins eröffnen könnte.

Wo Guidos Größe wirkt, werden weitere Geistesgrößen magisch angezogen. Und so wird er 2009 von einer Auswahl der Besten ins Amt begleitet.

Dirk Niebel – Des Guidos General

Mit seinem Parteivorsitzenden teilt der dicke Dirk eine Schwäche für die Starken und schlechte Noten im Schulfach Latein. Hinsichtlich seines politischen Zieles, sich selbst als Minister überflüssig zu machen, kann man Dirk Niebel beruhigen – er ist es bereits jetzt und kann sich getrost weiterhin um die Homepage seines Hundes Hermann kümmern.

Rainer »Wein« Brüderle

Hildegard Hamm-Brücher, die ehemalige »Grand Dame« der FDP, bezeichnete den lustigen Landauer Brüderle schon lange vor der Wahl als »ein bisschen abgewirtschaftet«. Nur konsequent, dass er auf dieser Basis in der neuen Bundesregierung das Ressort des Abwirtschafungsministers übernimmt. Im Privatleben will Rainer Brüderle nicht nur bei seiner privaten Diät mit Wein und Fleisch abspecken, sondern fühlt sich auch der traditionellen chinesischen Medizin verbunden. Dem Wirtschafts magazin Bunte demonstrierte er 2008 auf Sylt bei einem Bunterkurs in fernöstlicher Kampfkunst, wie gelenkig er ist. Brüderle bekennt freimütig: »Ich habe das Chi gespürt.« Dann fuhr er sich noch mit einem Elektro-Akupunkturgerät über die Stirn und war umgehend entspannt. Bleibt zu hoffen, dass er bei diesem Gerät nicht versehentlich den »Alles löschen«-Knopf gedrückt hat.

Dr. med. Philip Rösler

Im März 2008 veröffentlicht er ein Papier unter dem Titel »Was uns fehlt«. Mit uns meint er die FDP. Seine Diagnose ist niederschmetternd: Die Partei hat kein Herz. Trotz seiner Jugend erkennt Rösler, dass eine Behandlung aussichtslos ist. Dem sensiblen Katholiken geht es vor allem auch darum, die Angehörigen nicht unnötig in Aufregung zu versetzen und dem Patienten noch möglichst viele schöne Stunden im Kreise der Familie zu ermöglichen.

Christian »Moomax« Lindner

Christian Lindner ist der Guido der nächsten Generation. Zusammen mit Hans-Dietrich Genschers ehemaligem persönlichen Referenten Hartmut Knüppel verfasst er das Buch »Die Aktie als Marke«. Da kann man lernen, welche wachsende Bedeutung das Internet für den Aktienmarkt hat und was »die vier Hauptmerkmale einer erfolgreichen Ak-

tionstory« sind. Ein Merkmal seiner persönlichen Unternehmerstory ist, dass sein Internetunternehmen Moomax, das er mit Knüppel gegründet hat, kurze Zeit später scheitert. Von der staatlichen Kreditanstalt für Wiederaufbau hat Moomax rund 1,2 Millionen Euro bekommen, die sind weg. Auch eine private Bank hat einen sechsstelligen Betrag verloren. Lindner weiß: »Ohne Risiko geht es nicht.«

Cornelia »Blockflöte« Pieper

2001 macht Guido die geschmeidige Gelbwurst zur Generalsekretärin. Ihre ostdeutsche Bescheidenheit ist sprichwörtlich. So verzichtet sie für ein Fortkommen in der Partei sogar auf eine eigene Meinung.

Glaubt man den historischen Aufzeichnungen des Metzgereigewerbes, hatte Gelbwurst in früheren Zeiten mal 25 Prozent Hirn. Heute hat sie keines mehr.

Birgit »Hautbitze« Homburger

Beim CDU-Parteitag 2008 in Stuttgart erklärt Mutter Merkel noch, dass die »Schwäbische Hausfrau« genau weiß, dass sie auf Dauer nicht über ihre Verhältnisse leben kann. Birgit Homburger ist der lebende Gegenbeweis. Seit ihrem 25. Lebensjahr lebt die Verwaltungswissenschaftlerin im Bundestag über ihre intellektuellen Verhältnisse, ohne sich daran zu stören.

Dr. Silvana Koch-Mehrin (nach Diktat verweist)

Durch gelegentliche Rückschläge lässt sich die adrette Aufsagerin vorgekaufter Standardsprüche nicht aus der Karrierebahn werfen. Partei- und Weinfreund Rainer Brüderle nennt die fesche Vierzigerin freundschaftlich schon mal »Sylvaner«. Das ist ein Wein mit eher neutralem Charakter, dafür aber sehr langer Lagerfähigkeit. Die Traube ist allerdings anfällig gegen Mehltau.



Tommy Heuss: **Dr. Westerwelle – Die erste offizielle Guidografie**, Eichborn Verlag, 120 Seiten, 9,95 Euro

Von sich reden – nicht von Büchern!

Von Parteiprogrammen kennen wir es, von Reden und Beipackzetteln – man redet darüber, ohne sie gelesen zu haben. Nun soll man das auch bei Büchern lernen können. Mit Hilfe eines Buches von Pierre Bayard: »Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat« (Wilhelm Goldmann Verlag, München 2009).

Erstens dadurch, dass man von einem Buch auf das andere schließt, wie man das von Beipackzetteln gewohnt ist. Jeder, der schon mal einen gelesen hat oder – jetzt kommt's! – der einmal mit einem gesprochen hat, der einen gelesen hat, oder mit einem gesprochen hat, der mal mit einem gesprochen hat, der schon einmal einen gelesen hat, oder – jetzt wird es noch besser – jeder, der schon einmal zugehört hat bei einem der oben genannten Fälle, weiß, dass man das betreffende Medikament eigentlich nicht nehmen dürfte, wenn man überleben will.

Zweitens, man macht es wie bei den Parteien, bei denen man weiß, was sie wollen, was oft etwas anderes ist, als sie tun, und nichts mit dem zu tun hat,

was sie sagen, und das steht meist in keinem Zusammenhang zu dem, was sie schreiben.

Drittens, man macht das wie bei Reden. Da muss man nur wissen, wer geredet hat, dann überlegt man, wie man zu der betreffenden Person steht, und weiß, wie die Rede war.

Genauer will ich hier nicht darstellen, was Bayard geschrieben hat. Ich müsste das Buch dafür ja auch erst einmal lesen.

Aber mal im Ernst, wenn Sie das Buch gelesen haben, können Sie immer mitreden, ohne viel zu lesen. Es kann erscheinen, was und wieviel will. Denn das klare Urteil Bayards lautet: Die Einschätzung eines Buches setzt seine vorherige Lektüre nicht voraus! Einschätzungen setzen ohnehin meist keine Kenntnisse voraus oder, wie es Harald Schmidt einmal beim »Satiregipfel« sagte: »Ahnungslosigkeit ist die Objektivität der schlichten Gemüter.«

So viel sei verraten: Am Ende sprechen Sie sogar über Bücher, die gar nicht geschrieben wurden.

OVE LIEH



MATTHIAS KIEFEL

Tip für Nostalgiker

Ich nehme beim Hörbuchkonsum immer ein leeres Notizbuch in die Hand und blättere gelegentlich um. Dann ist Hören ein bisschen wie Lesen.

OL



Ab in den W

Den kundenfreundlichen Angeboten von Amazon & Co. möchte auch der klassische Buchhandel nicht nachstehen. Ein Pilot-Projekt läuft in Gengenbach unter der Devise: Was dem Kunden virtuell recht ist, wird ihm im wahren Leben erst recht begeistern.

Als ich das Bücherodrom betrete, fällt sofort die ungeheure Geschäftigkeit auf. Mit hochroten Köpfen hecheln die Verkaufskräfte zwischen den Büchertischen den Kunden hinterher. Einer von denen hat gerade verpasst, das frisch zugeklappte Buch umgehend ins Regal zurückzustellen, und schon platziert sich neben ihm eine Verkäuferin mit Miniatur-Einkaufswagen. In regelmäßigen Abständen stellt sie abwechselnd die immer gleichen Fragen: »Artikel in den Warenkorb?« oder »Zur Kasse gehen?« Von der pulsierenden Halsschlagader des Kunden lässt sie sich dabei nicht einschüchtern.

Eine andere Verkäuferin sprintet im Affenzahn zum Ausgang, den gerade ein nicht fündig gewordener Kunde passieren möchte. »Sind sie sicher, dass Sie den Einkauf beenden wollen?«, brüllt sie, während sie über den Büchertisch mit den Neuheiten springt. Gezielt greift sie hier und da ein paar Bücher und stellt keuchend vor: »Artikel, die Sie kürzlich angesehen haben.« – »Ich weiß«, sagt der Kunde verwirrt. Diese Schrecksekunde nutzt die Verkäuferin, um eine kleine Ehrenrunde zu drehen. »Kunden, die sich diese Artikel angesehen ha-

ben, kauften auch diese Bücher hier.« – »Na und?« Kopfschüttelnd verlässt der Kunde das Geschäft.

Eine schwer atmende Verkäuferin bleibt zurück. Zeit zu fragen, was sie von den veränderten Arbeitsbedingungen hält. »Na ja, das gerade ging ja noch. Schwieriger finde ich es, sich die Gesichter der Kunden und ihre zuletzt angesehenen Artikel über einen längeren Zeitraum hinweg zu merken. Zwar legen wir Dateien dazu an mit Fotos und Vorlieben, aber der Detektor im Eingangsbereich ist leider noch nicht ganz verlässlich. So lange müssen wir versuchen, uns die Gesichter zu merken. Ah, Moment, da ist, glaub ich, wieder einer.« Schnell rennt sie zum Computer, dann in die Ratgeberecke, dann zum wiedererkannten Kunden. »Guten Tag, hier sind Artikel, die Sie sich kürzlich angesehen haben«, sagt sie freundlich. Der Mann wird purpurrot neben seiner Frau, die ungläubig auf die vier aufgefächerten Artikel in den Händen der Verkäuferin starrt: *Weg mit ihrem Bauchspeck – wie ich es schaffe, sie kürzer zu halten; Wenn nichts mehr hilft: Wie werde ich sie los in zehn Tagen?; Kleiner Trost für Verzweifelte: Zur Seite springen – leicht gemacht*, und neben dieser Trilogie schließ-



Anzeige

BURKHARD FRITSCHE

arenkorb!

lich noch das versöhnliche *Bambi 2. Herr der Wälder*. Der Verkäuferin wird nun einiges klar, und sie bereut wie so oft in letzter Zeit, keine Software zu sein, die wäre jetzt härter im Nehmen.

Ich verlasse die erbärmliche Szenerie und will gerade gehen, als ich im Eingangsbereich eine weiße Kabine entdecke, vor der ein Mann mit Rollstuhl und Werbematerial herumrollert, der mir irgendwie bekannt vorkommt. »Das ist unser steriler OP-Bereich«, verrät mir ein schneidiger Verkäufer. »Hier können die Kunden sich einen Chip ins Gehirn implantieren lassen, damit wir einen besseren Überblick haben, was genau sie sich ansehen.« – »Hm? Gibt es denn Kunden, die dieses Angebot tatsächlich nutzen?« – »Um ehrlich zu sein, viele scheinen noch nicht begriffen zu haben, dass es für sie eine einzigartige Chance ist, ihr Kaufverhalten zu optimieren. Aber das lernen die noch. Nicht wahr, Frau Schulze?«

Frau Schulze, eine unscheinbare Mittfünfziglerin, die jetzt ganz stolz von einem Buch hochguckt, hat die Operation schon vornehmen lassen und ist seitdem öfter hier. »Früher war ich oft unentschieden beim Kaufen. Jetzt regelt das alles der Chip in meinem Kopf. Wenn ich einen Artikel länger als zehn Sekunden ansehe, scannt er sich automatisch an der Kasse ein. Dann brauche ich mich nur noch zu entscheiden, ob ich gleich

kaufen will oder ob die Daten für den nächsten Einkauf gespeichert werden sollen. Ach, und ob ich das Buch gleich selbst mitnehmen möchte, das kostet allerdings extra.« – »Hatten Sie denn gar keine Angst vor der OP hier, mitten in der Buchhandlung?« – »Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich mich ein bisschen in den Mann im Rollstuhl verguckt, der hier für die Promotion zuständig ist. Den habe ich auch schon öfter in der Tagesschau gesehen, dadurch habe ich gleich Vertrauen gefasst.«

Da ich meine Worte nicht mehr finden kann, hat der Filialleiter noch ein paar resümierende auf Lager: »Die Verkaufenden können nun endlich mal beweisen, was in ihnen steckt. Außerdem ersparen uns die vielen freiwilligen Kündigungen unserer Mitarbeiter Geld und Nerven. Allmählich rückt ja auch der technische Background nach.«

Mein Fluchtversuch führt mich in die angrenzende Partnervermittlungsagentur. Dabei wollte ich eigentlich nur das Wetter für die nächsten sechzehn Tage checken, in denen ich vorhatte, mühe-los die Hälfte meines Körpergewichts zu verlieren, ohne dabei auf Kuchen zu verzichten. Mit einem Chip im Kopf hätte ich sicher nicht den falschen Link geöffnet. Auf den puren Menschen ist eben kein Verlass mehr.

SOPHIA SCHLEICHARDT

Nuhr fotografiert

... und redet darüber

Der Kabarettist, Comedian und Moderator Dieter Nuhr ist fremdgegangen, und zwar auf allen Kontinenten. Nun präsentiert er im Kerber Verlag Fotokunst aus vielen Ländern.

Dieter Nuhr, Bilder sprechen lassen statt selber quasseln müssen – soll das in Zukunft häufiger passieren?

Entgegen anders lautenden Gerüchten gibt es häufiger Momente, in denen ich nicht rede, beispielsweise nachts. Ich höre auch auf zu quasseln, wenn mich keiner versteht, zum Beispiel in Zentralasien. Dann mache ich gerne Bilder. Da der Mensch zur Lüge neigt, sagen Bilder oft mehr als Worte. Man erfährt beim Ansehen einer Warenauslage oft mehr über eine Kultur, als wenn man den örtlichen Attaché einlädt.

Ihre Fotos verraten, dass Sie Geschäftsmann sind: In vielen Ländern haben Sie es auf Geschäfte und ihre Auslagen abgesehen, weltweit beobachten Sie die Märkte – wirft das was ab?

Nee, das ist ein Irrtum. Ich bin überhaupt kein Geschäftsmann. Geld hat mich immer nur insofern interessiert, als dass es meine Freiheit garantiert. Alles was bisher von mir erfolgreich war, habe ich aus Spaß gemacht. Da gehört im Übrigen das Reisen dazu. Ich glaube einfach, dass Schaufenster am allerbesten zeigen, was Menschen für wertvoll halten. Ein globaler Schaufensterbummel ist nicht weniger als eine humane Werkschau. An meinen Reisen und Fotos habe ich bisher noch nichts verdient, aber vielleicht passiert das auch noch, man weiß nie. Im Übrigen geht es mir finanziell bestens, ich muss also gar nicht ans Geld denken.

Ihre Fans schätzen Ihre große Klappe; nun waren Sie – laut Vorwort in Ihrem Buch – als »Augen -

menschen« unterwegs. Was kommt als nächstes? Wofür haben Sie eine Nase? Wofür ein Ohr?

Ja, der Begriff hat mich auch stutzig gemacht. Schon weil ich ja noch mit anderen Organen unterwegs war. Ein Auge allein – oder auch paarweise auftretend – ist ja gar nicht reisefähig. Man sollte auf Reisen grundsätzlich alle Sinnesorgane dabei haben. Beim Fotografieren werden Gerüche allerdings nur assoziativ spürbar. Das ist das Schöne an Fotos, dass sie Platz lassen für die Fantasie. Man kann sich den Gestank ausmalen.

Sie bekennen sich im Buch zu einer positiven Welt-sicht, die gemeinhin als pathologisch angesehen wird und daher meist Geistesgestörten und Volks-musikanten überlassen bleibt. Fühlen Sie sich wohl in dieser Reihe?

Sehr. Zu den Geistesgestörten oder jenen, die sich mit ihnen solidarisieren, gehören ja große Dichter und Philosophen, von Hölderlin bis Foucault. Früher allerdings galt der Depressive als krank, er war eine Gefahr für die öffentlich vorgeschriebene gute Laune und die damit verbundene Bereitschaft zum Überfall auf Nachbarländer. Heute ist es umgekehrt. Wer das Überleben der Menschheit für möglich hält oder Freude hat am unglaublichen ökonomischen Aufschwung in Asien, gilt als bekloppt. Das Subversivste, was man heute sagen kann, ist: »Wir leben in der besten aller möglichen Welten.« Eine solche Aussage bringt die herrschenden Verzweiflungstheoretiker an den Rand des Systemabsturzes.

Das Mittelalter heute

Obgleich sich die meisten Leute damals den Hintern entweder gar nicht oder mit der bloßen Hand, mit Naturmaterialien oder, was mir am widerlichsten erscheint, mit irgendeinem Kleidungsstück abgewischt haben dürften, wirkt das Mittelalter auf viele Zeitgenossen sehr anziehend, weshalb man massenhaft Bücher darüber kaufen kann. Allein im letzten Jahr kamen in einem großen Buchclub folgende Titel auf den Bestellzettel:

»Die Säulen der Erde«, »Die Tore der Welt«, »Die Kalligraphin«, »Der silberne Falke«, »Die Pestärztin«, »Die Tulpe des Bösen«, »Das Geheimnis der Hebamme«, »Die Spur der Hebamme«, »Die Entscheidung der Hebamme«, »Tod und Teufel«, »Die Teufelsbibel«, »Die Lagune der Löwen«, ach, und noch viele mehr. Früher gab es auch schon wel-

che, man erinnere sich an »Der Name der Rose«.

Was wird nun noch kommen?

Rechnen müssen wir mit »Der Name der Lilie«, »Der Name des Freeschens«, »Der Name der Tulpe« (der wahrscheinlich Antje ist), »Die Antipastibruerschaft«, »Der Schweinegrippendoktor«, »Der Kleiderschrank der Hebamme«, »Das Hautproblem der Hebamme«, »Die Gesamtsituation der Hebamme«, »Die Nachtwächter der Teufelsbibel«, »Die Säulen des Mondes«, »Die Lagune der Möpse« (Hundebuch, Sie Ferkel!), »Der goldene Falke«, »Der bronzene Falke«, »Der Falke auf dem heißen Blechdach«, »Der Falke auf dem undankbaren vierten Platz« oder »Der undankbare viertplazierte Falke« und von Gunter von Hagens »Die Platinati«.

OVE LIEH

Biskupeks Auslese

Anzeige

1 Criminale

Mörderische Dinge geschehen in Südschweden, Istanbul, Edinburgh und in Berlin vor dreißig Jahren und ganz kurzer Zeit. Die Mörder sind männlich und weiblich, mit und ohne Migrationshintergrund und die Kommissare haupt- oder nebenberuflich tätig. Manche Autoren und Übersetzer geben auch dem Deutschsprachigen Rätsel auf, doch wenn das Mordgewerbe internationalisiert wird, warum dann nicht auch die Sprache der Kommissare?

Beginnen wir im Norden. In Schweden. Krimis von dort sind manchmal grausam und manchmal behäbig. **Karin Wahlbergs Tödliche Geschäfte** (btb) gehören eher zur zweiten Sorte, was nicht auf Langeweile verweist. Im Gegenteil, der Krimi ist besser als sein wenig einprägsamer deutscher Titel. Im Schwedischen sagt »Matthandlare Olssons död« viel klarer, was geschah: Teppichhändler Olsson wird auf einer Fähre in Istanbul erstochen aufgefunden. Kommissar Claesson muss folglich in den Orient reisen, obwohl er lieber seinen Vaterschaftsurlaub nutzen will – seine Frau, die Ärztin Veronika Lundborg, kam nämlich soeben als Spätkgebärende nieder. Derlei Familiendinge gehören in diesen Roman hinein wie die vielen Vanilleschnecken, Mohnzöpfe und gefüllten Marzipanrollen, die zum schwedischen Kaffee konsumiert werden. Es gibt Vogelgezwitzcher in Frühsommertgärten, und immer mal wieder schwankt schwer ein Alkoholiker ins Idyll. Im Krankenhaus muss gespart werden (woher mag der Leser das kennen?), und natürlich ist zum Schluss zumindest der död des Matthandlares aufgeklärt, während eine Krankenschwester vermisst bleibt und man nicht weiß, ob sie im nächsten Roman von Frau Wahlberg vielleicht als Leiche auftaucht. Ich bin neugierig.

Zoë Beck, die den Thriller **Das alte Kind** (Bastei Lübbe) schrieb, heißt im bürgerlichen Leben anders. Doch da sie zweisprachig aufwuchs, ein Klavier-Wunderkind war und heute als Journalistin arbeitet, kommt all dies im Buch vor: Edinburgh und Berlin,

ein bedeutender Pianist, ein abgebrochener Journalist und vor allem zwei Frauen, die um ihre Identität betrogen werden. Eine Person brach einst beim Eislaufen auf dem Wannsee ein: Literatur von Kleist bis Georg Heym.

Zunächst werden zwei Handlungen erzählt, eine Ende der Siebziger in Berlin, als eine Frau ihr Kind als vertauscht meldet – niemand glaubt ihr, und eine in der Gegenwart im frohen schottischen Jugendleben, in welchem man sich zwischen Rosenblättern und Kerzenlicht in der Badewanne die Pulsadern aufschneidet. Etwa auf Seite 70 beginnt man zu ahnen, wie beide Geschichten zusammenhängen, zum Schluss ist alles geklärt, ohne Friede, Freude, aber mit Fertigpizzen. Eine Heldin heißt Fiona, eine Carla, und wenn eine Lore hieße, könnte man von einem Lore-Roman sprechen. Doch die hippen Kunstwilligen im hippen Britannien und noch hipperen Berlin der Gegenwart sind so hipp, dass wir hopp-hopp weiterreiten in die nächste Krimi-Landschaft und nimmer den Namen von Kindestauscher und Mörder nennen, aber den wahren der Autorin: Henrike Heiland.

Horst Bosetzky, der emeritierte Berliner Soziologie-Professor mit vielen Krimis auf der hohen Kante, schreibt in **Promijagd** (Gmeiner) eine durch und durch berlinische Geschichte. Ein Seelenklempner hat seine Festplatte schlecht gesichert, so kommt ein böser Hacker und Erpresser an die Macken vieler Promis – und Bosetzky kann seine soziologischen Kenntnisse spannend und lehrreich ausbreiten. Nebenbei wird das öffentliche Verkehrswesen Berlins ausführlich beschrieben, jede U-Bahn-Station wird kenntlich, und dass Laiendetektive und besoldete Polizisten immer kurz nacheinander Gleiches herausfinden ist einer der Gags im Buch. Zudem sind beide Ermittlerpaare echte Kalauer-Kader. Bleibt nur die Frage, warum die Story, die direkt während der Fußball-EM 2008 spielt, erst jetzt veröffentlicht wurde. Bosetzky ist doch beileibe kein schwerblütiger Langsamreiber.

2 Belle triste

Andauernde Frage: Welches Buch würden Sie niemals weggeben? Ist natürlich im Zeitalter von amazon läppisch – man kann sich alles wiederbeschaffen, wenn man von Edellleder und Büttengeschöpfen absieht. Doch wer **Erich Kästner** mag, für den ist »Die ganze Gebrauchslyrik in einer guten Gebrauchsausgabe« ein echtes Hand-Buch. **Die Gedichte** (Haffmans bei Zweitausendeins) versammeln sieben Lyrikbände Kästners samt Vor- und Zwischenbemerkungen, ein alphabetisches Titelverzeichnis und knappe Meinungen über den Meister. Alles drin, von den Klassenfrauen bis zum Land, wo die Kanonen blühen – und Entdeckungen gibt's auch. Zum Beispiel: »ANSPRACHE AN MILLIONÄRE // Warum wollt ihr solange warten, / bis sie euren geschminkten Frauen / und euch und den Marmorpuppen im Garten / eins über den Schädel hauen? // Warum wollt ihr euch denn nicht bessern? / Bald werden sie über die Freitreppen drängen / Und euch erstechen mit Küchenmessern / Und an die Fenster hängen. (...)« Dass die Welt seither unverändert ist, macht ein Text von Wenzel/Mensching deutlich (auf der CD »Himmelfahrt – 2005« nachhören und lesbar): »Sie werden kommen, der Tag ist nicht fern / Aus den verwahten Städten / Und reißen uns nachts, in London und Bern / Aus den Schlaraffiabetten. // Wir werden erwachen, wie immer zu spät, / Wenn sie in der Türfüllung stehen, / Um erbleichend das schärfste Küchengerät / In ihren Händen zu sehen ...«

★

Der Greifenverlag zu Rudolstadt verlegt wieder! Nicht Heimat und Hokuspokus, sondern richtige Belletristik. Es sind skurrile Gestalten, die **Hannes' Bistro** von **Anne Gallinat** bevölkern. Romanfiguren, Zauberfiguren, biedere Leute, Messies, halbwüchsige Kriminelle, Hirnrissige, vom Leben Abgeschriebene. Im kleinstädtischen Stehimbiss versammeln sie sich, zum Beispiel der aus allen Hosenbünden quellende Hannes. Der macht jedem »ä Bierchen«. »Scheen nachenanner.« Denn hier spricht man merkwürdig, wohl so, wie das Volk spricht, mit bildhaften Wendungen, verschliffenen Sätzen, zeretzter Grammatik. »Anners wie die Stadtoberen«. Beziehungsgeschichten allesamt: die zwischen einem sprachlich und körperlich Behinderten und seiner ver-

huschten Freundin, der es dennoch durch und durch geht, wenn der Zigeuner Sultan aus dem Kosovo auftaucht. Die Liebesgeschichte zwischen dem schwerstgeschädigten Alkoholiker Dr. Docter und seinem Fahrrad, dem Ulrikchen. Und die Beziehung mehrerer von Sozialhilfe lebenden Familien zu ihren Wohnblocks am Waldrand, wo man im Hof gemeinsam Kaffee trinkt und Quark ohne Boden isst: romantisch-kritischer Realismus mit einem Schuss Wehmut und einer Prise Trotz.

★

Wenn Unterhaltungskünstler im höhern Alter sich dem Schreiben zuwenden, ist das meist entsetzlich. So griff ich nur aus Neugier mal kurz zum dreibändigen Lebens-Werk des **Lutz Jahoda: Der Irrtum** (edition lithaus). Und wurde hineingezogen in diese Geschichte aus Brunn, wo Deutsche neben und mit und schließlich kurze Zeit über den Tschechen lebten. Vertriebenenromane gibt es viele. Oft sind sie, mit Verlaub, scheußlich. Hier aber wird die Geschichte des Josef Vzor humorvoll und schrecklich genau erzählt. Vzor, der seinen slawischen Namen auch unter der Hitler-Besetzung – im Unterschied zu seinen Söhnen – nicht ablegen will und dennoch später mit den vielen Schuldigen leidet. Sprachen-Kenner Jahoda bietet zudem genaue Erklärungen tschechisch-deutscher Wortspiele: Literatur kann eben doch aufheben. Im mehrdeutigen Sinne.

★

U.S. Levin ist ein Pseudonym, das nichtsdestotrotz schon fast ein Dutzend Bücher veröffentlicht hat. In **Doppelt hält schlechter** (dr. ziethen verlag) nimmt das Pseudonym Zeitungsmeldungen zum Anlass für heiter-kritische Betrachtungen, wie es in der Zeitungssprache heißt. Vermutlich gibt das, vorgelesen, Genuss bis Gaudi. Beim Selberlesen merkt man auf, wenn der Fiskus falsch gebeugt (i. e. dekliniert) wird und der Begriff »sich etwas abringen« offenbar durch die Wringmaschine gedreht wurde, obwohl doch beim »Auswringen die Volumenverkleinerung enthaltener Hohlräume im Vordergrund steht, so dass beispielsweise ein nasser Wischmopp auf diese Weise vorgetrocknet werden kann« (Wikipedia). Möglicherweise ist diese Erklärung Anlass für weitere Glossen zum Zeitgeist. Aber bitte, gern geschehen.

3 Immer sachlich

Spurlos verschwunden heißt ein Buch, das hoffentlich nicht spurlos in den täglich produzierten Bücherbergen verschwindet. Im thüringisch-sächsisch-vogtländischen Umland versackten vor einem guten halben Jahrhundert zahlreiche Ortschaften: Der Uranbergbau fraß sich seinen Weg des Fortschritts. **Annerose Kirchner** befragte dazu Einwohner und las Akten, sie fuhr jahrelang in hügelige Gegenden, anscheinend unversehrt seit Jahrhunderten, und studierte Kirchenbücher. Im Christoph Links Verlag erschien nun der Band mit einigen Karten und allerlei Fotos, die schwarz-weiß und gelegentlich unscharf von einer wirklichen Umwälzung zeugen. Der rücksichtslose Natur-Raubbau mag heute erschrecken, Kirchner bringt Beispiele, wie auch in sog. westlichen Demokratien zur gleichen Zeit Dörfer verschluckt wurden. Die Lobpreisung einer strahlenden Uran-Zukunft war aber sicherlich eine Spezialität der jungen DDR; ein Dichtersänger jener goldenen Wismut-Zeiten hieß Horst Salomon. Den aber postum dafür zu kritisieren, ist wenig fair: Noch vor 25 Jahren nahm manch junger DDR-Dichter begeistert einen Literaturpreis mit Salomons Namen entgegen.

★

Die Zeit vor dem Wismut-Berggeschrei, die die Sowjets mit ihrem Uran-Hunger ins Land brachte, beschreibt **Günther Drommer in Erwin Strittmatter und der Krieg unserer Väter** (Das Neue Berlin). Anlass für seine »Fakten, Vermutungen, Ansichten – eine Streitschrift« war ihm die publizistische Schlacht um eine SS-Vergangenheit des sorbisch-sächsischen Romanciers. Strittmatter-Biograph Drommer erzählt seine Sicht, wird polemisch und ungerecht, schreibt von seinem Vater, seiner Kindheit – und schlägt einen großen Bogen zum wirklichen SS-Wüten in Griechenland, das bis heute vom bundesdeutschen Feuilleton ignoriert wird, welches doch fast begeistert die Enthüllungen um Strittmatter kommentierte: »Endlich einer aus dem Osten!«

★

Joachim Feyerabend hat ebenfalls eine Streitschrift verfaßt: **Wenn es lebensgefährlich ist, Christ zu sein** (Olzog) über den »Kampf der Religionen und Kulturen«. Nun mag es gelegentlich in deutschen Parks und Gerichtssälen auch lebensgefährlich sein, wie ein Muslim auszusehen, doch ganz in missionarischer Tradition warnt Feyerabend vor dem Untergang des Abendlandes, das mit seiner Toleranz dem »Islamofaschismus« gegenüber sich selbst kastriert. Geordnet nach Staaten werden die Verfolgungen stiller, feiner Christen aufgelistet, und sehr gern und sehr oft werden Beispiele angeführt, in denen hilflose Christenkinder von wildbärtigen Muslimen in Kochtöpfen gesotten werden. Nur der Balkan mit den grausamen serbischen Christen und den guten, von der NATO geschützten Bosniern und Kosovaren fehlt auf der Feyerabend-Landkarte. Für den »Globetrotter und Blauwassersegler« (Klappentext) ist auch der einstige hessische Schriftstellerverbandsvorsitzende Hadayatullah Hübsch ein gefährlicher Islamkonvertit. Ansonsten ist er kein sattelfester Kenner: Die Hauptstadt Turkmenistans heißt bei ihm Astana. Als Zusammenfassung all seiner Forschungen aber zitiert er eine Schweizer Privatsekretärin: »Ich verstehe die Deutschen nicht, sie lassen sich schließlich von den Zentralräten der Juden und Muslime vorschreiben, was sie zu denken und zu sagen haben.«

★

Bleiben uns noch **Gegenbilder des Zeitgeistes** (Wartburg Verlag). **Wulf Kirsten**, der Weimarer Dichter und Sammler sächsischer Wörter, hat sie aus seinen Essays und Nachworten und Dichter-Würdigungen über die Jahre hinweg zusammengestellt. Die schönsten und aufschlussreichsten Gegenbilder sind Tagebuchnotizen aus dem Herbst 1989, wie jener Eintrag vom 27. 11. 89: »Ungutes Gefühl, die Bewegung könnte erstarren, sich verlieren, ausgehöhlt werden. Sieger wäre dann wieder einmal die Bürokratie, wie bei Kafka zu lesen. Anders geht es vermutlich nicht.«

»Dass die Leute über mich lachen, verstehe ich ja. Aber dass sie auch über meine Texte lachen, wenn sie mein rastloses Gesicht dazu gar nicht sehen, das verstehe ich schon weniger. Ich bin nämlich ein deutscher Spaßmacher, und das heißt: Ich meine fast alles ernst, was ich schreibe. Satire beginnt dort, wo der Spaß aufhört.«

PETER ENSIKAT

Wir Ewiggestrigen

Je weiter die Wende zurückliegt, desto seltener werden die anonymen Briefe. Sie machen mir auch kaum noch Angst. Das war Ende 89/Anfang 90 anders. Da fürchtete ich mich schon vor diesem tapferen Volk der anonymen Briefeschreiber. Auch am Telefon wurde mir von solchen Volksgenossen oft genug versprochen, mit solchen wie mir schnell aufzuräumen. Mal galt ich als Privilegierter des Bonzenregimes, mal als einfacher Feind des Volkes und Antikommunist. Mein letzter Ehrentitel – er wurde mir, auch wieder anonym, vor einigen Tagen verliehen – lautete »mieser Kleinbürger«.

Daraus habe ich mir allerdings nichts mehr gemacht. Kleinbürger bin ich nun mal meiner Herkunft nach. Das galt in DDR-Zeiten als ein Makel, der durchaus mit materiellen Nachteilen verbunden sein konnte. Leute mit meiner Herkunft bekamen zum Beispiel weniger Stipendium als Leute mit proletarischer Herkunft. Ich fand das zwar ungerecht, hätte ich mich aber offiziell darüber beklagt, wäre das nur wieder Beweis meiner anhaltenden Kleinbürgerlichkeit gewesen. Wer damals in den sechziger Jahren kleinlich materielle Nachteile beklagte, hatte eine kleinbürgerliche Haltung, denn er übersah die gewaltigen Ideale eines Sozialismus, die die bessere Zukunft garantierten. Mit diesen Idealen hatte ich so meine Schwierigkeiten. Sie waren so abstrakt und widersprachen aller sozialistischen DDR-Wirklichkeit, dass man kein »schwankendes Element« sein musste, um sich über sie lustig zu machen. Als mir mein bester Freund einmal bei einem Arbeitseinsatz in der Braunkohle ziemlich verächtlich sagte, dass ich eben ein unverbesserlicher Kleinbürger wäre, traf mich das tief. Er hatte seinerzeit noch einen tiefen proletarischen Glauben an das Bessere in der Arbeiterklasse, den ihm seine Eltern vermittelt hatten. Kurz darauf, ich weiß den Anlaß nicht mehr, verlor auch mein Freund seinen Glauben und wurde ein eher noch kleinbürgerlicherer Kleinbürger als ich.

Natürlich nannten wir uns damals nicht Kleinbürger, sondern verachteten alles Kleinbürgerliche aus tiefem, jungem Herzen. Aber oft genug, wenn von kleinbürgerlichem Verhalten die

Rede war, erkannte ich an mir Anzeichen solchen Verhaltens. Verbunden mit dem Wort kleinbürgerlich erschien damals auch der Begriff vom Ewiggestrigen. Kurz nach dem Krieg hatte er wohl den unbelehrbaren Nazis gegolten. Jetzt galt er allen und allem, was sich im Widerspruch befand zur fortschrittlichen sozialistischen Weltanschauung. Als Satiriker befand ich mich fast schon von Berufs wegen im Widerspruch zu dieser Weltanschauung, die zum Schluss der DDR nur noch aus einem ganz und gar dümmlichen Optimismus bestand, der nicht nur – wie wir das vom Optimismus im Allgemeinen sagten – ein Mangel an Informationen war, sondern einen solchen Wirklichkeitsverlust voraussetzte, dass er den meisten DDR-Bürgern krankhaft erschien.

Ganz kurz nachdem hier alles anders geworden war, hörte ich das Schimpfwort vom Ewiggestrigen wieder. Jetzt aber waren die gemeint, die nicht sofort und von ganzem Herzen allem ab schworen, was sie einmal geglaubt hatten. Da das Leben nun mal die schönsten Pointen schreibt, nannte mich einer jetzt einen Ewiggestrigen, der das in seiner Eigenschaft als kleiner Parteisekretär schon früher mal getan hatte. Kein besonders böser Mensch, auch keiner, der besonders großen Vorteil gezogen hatte, damals nicht aus seiner Parteifunktion und jetzt auch nicht aus seiner unteren Verwaltungsfunktion. Als ich ihn, allerdings etwas entgeistert, fragte, ob er sich nicht erinnern könnte, mir das schon einmal unter ganz anderen Verhältnissen vorgeworfen zu haben, stritt er es gar nicht ab. Es schien auch kein Problem für ihn zu sein. »Man hat eben dazugelernt«, sagte er, und ich wusste, dass er genau das nicht getan hatte.

Er ist ganz einfach einer von den gar nicht wenigen Ewigheutigen, ein ganz und gar harmloser übrigens. Er hat mir zu DDR-Zeiten nichts getan und wird mir jetzt erst recht nichts tun. Dazu fehlte und fehlt ihm die Macht. Er hat nur seine kleine Verwaltungsposition gerettet, die er – sagen wir – in Düsseldorf auch hätte innehaben können. Dort hätte er nicht umglauben müssen und wäre auf jeden Fall früher und heute besser bezahlt. Und er könnte den Kopf schütteln über seinesgleichen im Osten.



LESE ZEICHEN

So, wie es diese Ewigheitigen schon immer gibt und geben wird, so ist das wohl auch mit den Ewiggestrigen. Sie wissen nie, was die Stunde geschlagen hat oder wo der Hase läuft. Sie passen in keine neue Zeit, und da neue Zeiten immer wieder kommen, passen sie eigentlich, wenn ihre Zeit erst mal vorbei ist, in keine Zeit mehr. Ewiggestrige können auch ganz junge Leute schon sein. Und manches an so einer neuen Zeit kann auch sehr alt sein.

Ewiggestrig ist immer der, der anders denkt beziehungsweise nicht glaubt, was jetzt alle glauben. Für Ewiggestrige kommen die neuen Zeiten und gehen auch wieder, nur ihr Zweifel bleibt über diese Zeiten hinaus bestehen. Für Ewiggestrige war früher nicht alles schlecht und ist heute nicht alles gut. Neu ist für sie kein Qualitätsmerkmal.

Ewiggestrige machen gewöhnlich keine Karriere, nicht weil sie etwas gegen eine Karriere hätten. Sie können sich eben nur nicht so schnell umstellen, wie das für Karrieren nun mal nötig ist. Kaum wird alles wieder ganz anders, gleich stellen sie sich wieder so an und reden heute noch den Quatsch, den sie gestern geredet haben. Sie trauen nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Mitmenschen zu, sich an gestern erinnern zu können.

Ewiggestrige waren auch gestern und vorgestern schon von gestern und werden es in aller Zukunft sein. (1997/1998)



Peter Ensikat: **Wo der Spaß aufhört**
Satiren aus 20 Jahren,
Eulenspiegel Verlag,
223 Seiten, 14,95 Euro

Literarisches Kulinett

»Herr Professor Reis-Palatschinski, ist es nicht so, dass Literatur heute immer mehr zu einer Nischen-Kultur verkommt?«

»Nein, überhaupt nicht. Sehen Sie, bereits Goethes Reise nach Italien hat in ihrer epischen Gestaltung – oder nehmen Sie auch die Lyrik ... zum Beispiel der Tiroler Speckknödel, den er uns ja besonders nahegebracht hat ...«

»Das sind diese herrlichen Zeilen, die beginnen mit: Man nehme zehn trockene Semmeln, einen halben Liter Milch, vermische das mit drei Eiern ...«

»Genau. Das ist doch die reinste Poesie, nicht wahr, aber auch die Desserts aus Österreich, die er so trefflich beschreibt ...«

»Einen Topfenstrudel etwa, man nehme ein halbes Pfund frischen Quark, dazu Rosinen ...«

»Ein Gedicht, sage ich Ihnen. Und von Goethe, wie soll ich sagen, auf seiner Reise nach Italien speziell für die Hausfrau gedichtet.«

»Aber meinen Sie nicht, Herr Professor, dass die rein literarische Gabe dabei zu kurz kommt?«

»Nein, überhaupt nicht. Sehen Sie, eine Pizza hat Goethe natürlich nicht gekannt. Das wäre sozusagen nur die triviale Ausführung seiner Lyrik, die er uns nahebringen will. Aber eine Kalbshaxe mit einer Sauce aus frischem Estragon, Basilikum, Salbei – das ist doch die höchste Dichtkunst.«

»Und nicht zu vergessen: Knoblauch, Herr Professor. – Und wie steht es mit den Dichtern der Gegenwart?«

»Nehmen Sie den Grass, nicht wahr. Also etwas Poetischeres für die Küche gibt es gar nicht. Wie er den Butt auf 592 Seiten zubereitet, nicht wahr. Ein wahrer Augenschmaus, mir läuft das Wasser schon wieder im Munde zusammen.«

»Ja, das war ein schönes Schlusswort, Herr Professor, und damit leite ich nun direkt über zu unserem literarischen Koch Sepp Krautwickerl. Unser Sepp nimmt Sie, liebe Zuschauer, heute mit in seiner literarischen Kochsendung auf die Spuren von Erich Kästner, und zwar die Berliner Hausmannskost in »Emil und die Detektive«. Was gibt es denn heute, Sepp? ...«

WERNER LUTZ

Die Wahrheit, sie

Als die Nachricht vom Tod des Literaturnobelpreisträgers Günter Grass um die Welt ging, glaubten viele Kulturredakteure, es würde genügen, einen vorfabrizierten Nachruf zu veröffentlichen. Doch je mehr Einzelheiten über die Todesumstände durchsickerten, desto deutlicher zeichnete sich die Perspektive einer langen Arbeitsnacht für alle Zeilenschinder ab. Hatte es zunächst gerüchteweise geheißsen, dass Grass beim Schmökern in seinen Tagebüchern vor Langeweile gestorben sei, so meldeten sich bald Überlebende eines Amoklaufs, der seinesgleichen in der Kriminalgeschichte sucht.

Angesichts der Tragweite des Dramas rang die Geisteswelt nach Worten, die das Unfassbare beschreiben sollten. »Unfassbar« (Günter Wallraff), »unfassbar« (Antje Vollmer), »unfassbar« (Jürgen Habermas), »unmöglich« (Sigrid Löffler), »ungeheuerlich« (Ralph Giordano), »unanständig« (Walter Mixa), »unheimlich« (Alice Schwarzer), »schlichtweg ungezogen« (Harry Rowohlt). Oder, um auch eine Stimme aus dem Ausland zu zitieren: »Unbelievable« (Salman Rushdie). Drei der engsten persönlichen und politischen Freunde des Verblichenen, der Grafiker Klaus Staeck, der Kunstliebhaber Björn Engholm und der Verleger Klaus Wagenbach, baten in einer an den Bundespräsidenten gerichteten Pe-

tition um ein Staatsbegräbnis für Grass und sammelten zu diesem Zweck mehr als sieben Unterschriften von herausragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Zu nennen wären hier u.a. die Unterzeichner Wolfgang Niedecken, Norbert Blüm, Wolf Biermann, Eugen Drewermann und Udo Lindenberg, aber auch – last but not least – Günter Wallraff, Antje Vollmer, Jürgen Habermas und Ralph Giordano.

Und so schloss sich der Kreis, der mit der Wiederbewaffnung der Gruppe 47 durch Günter Grass begonnen hatte. Wie in den schönsten Zeiten formierte sich die intellektuelle Mediokratie der alten Bundesrepublik, um ihrem Frontmann das letzte Geleit zu geben und ihn gegen wohlfeile Kritik an seinem Waffengang zu verteidigen. Ralph Giordano bemängelte vor allem die Arbeit der Kriminalpolizei: »Da sind Einsatzleiter ohne jede literarische Vorbildung an den Fall herangegangen und haben einfach nach Schema F gehandelt, statt sich in die Psyche eines vielfach geschmähten und zur Wirkungslosigkeit verdammt Radikaldemokraten einzufühlen, der Günter Grass nun einmal zeitlebens gewesen ist. Die Verantwortung für die Geschehnisse liegt jedenfalls ganz eindeutig auch auf Seiten der zuständigen Sicherheitskräfte. Meiner Meinung

nach, die zahlreiche unabhängige Bürgerinnen und Bürger mit mir teilen, hätte eine klare Strategie der Deeskalation zu einem besseren Ergebnis geführt und vor allem mehr Menschen das Leben gerettet als der sture Konfrontationskurs der Polizei. Wir müssen bohrende Fragen an die Entscheidungsträger richten: Wieso ist zum Beispiel jemand wie ich nicht sofort verständigt worden? Ein kleiner Wink hätte genügt, und ich wäre dazu bereit gewesen, zwischen Grass und dem BKA zu vermitteln oder mich als Austauschgeisel zur Verfügung zu stellen. Ich meine, ich sitze doch jeden Tag von morgens um sechs bis weit nach Mitternacht neben meinem Telefon, um auf Zuruf Kommentare zum aktuellen Zeitgeschehen abgeben zu können, aber in der ganzen letzten Woche haben mich exakt zwei Leute angerufen – eine Mitarbeiterin eines Instituts für Marktforschung und eine andere Mitarbeiterin eines anderen Instituts für Marktforschung. Von dieser Mitschuld kann das BKA nicht reingewaschen werden!«

Dort hat man indessen andere Sorgen. Die SoKo Grass leidet an Personalmangel: Während mehr als viertausend Spezialisten die Tatortspuren auswerten, gibt es gerade mal dreihundert Therapeuten für die psychologische Betreuung mehrerer Millionen

ist bitter!



Zum Gedenken an Günter Grass

verstörter Grass-Leser, die sich dagegen sträuben, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Denn sie ist bitter. Nach dem jüngsten Stand der Ermittlungen löste ein vergleichsweise geringfügiges Ereignis die fürchterlichste Kettenreaktion des deutschen Literaturbetriebs aus: Am vorvergangenen Freitag wurde Grass in einem zwischen Kiel und Lübeck verkehrenden Überlandbus beim Schwarzfahren ertappt. »Als Ehrenbürger brauche ich hier keinen Fahrschein!« soll Grass ausgerufen haben. Und: »Das wird Ihnen noch leidtun!« Laut Protokoll soll er den Kontrolleur mit einem Faustschlag niedergestreckt und die Busfahrerin dazu gezwungen haben, von der gewohnten Route abzuweichen und die Hansestadt Hamburg anzusteuern. Auf der langen Fahrt dorthin trug er den Passagieren über das Busmikrofon mehrere Kapitel aus einem selbstverfassten Roman vor. »Es ging da irgendwie um Verdauungsstörungen, Masturbationspraktiken und die Treuhandanstalt«, erinnert sich die Geisel Roswitha G. (53), »aber so genau hab ich nicht zugehört, weil, ich hatte ja mein Sudoku ...«

In Hamburg ordnete Grass mehrere Haltepausen an und rüstete sich in Einzelhandelsgeschäften mit dem Zubehör für seine ferneren Aktivitäten aus. Dem BKA liegen die Quittungen für ein Stehpult,

500 Blatt Papier, zehn Liter Tinte, einen Federkiel und eine Damenstrumpfhose der Größe XXL vor. Nach übereinstimmenden Berichten der Augenzeugen streifte er sich ein Bein der Strumpfhose über den Kopf und nagte ein Loch hinein, um weiter Pfeife rauchen zu können. »Da wussten wir: Der Typ ist krank«, sagt die Geisel Hans-Ulrich M. (61), von Beruf Naturheilkundler. »Denn erstens war uns ja schon hinlänglich bekannt, dass es sich um diesen Schriftsteller da handelte, also hätte er sich nicht maskieren müssen, und zweitens galt in diesem Bus selbstverständlich ein striktes Rauchverbot! Da kann man sich doch nicht einfach mit seinem Teerkocher hinstellen und drauflos qualmen, ohne die Geiseln wenigstens gefragt zu haben. Unter Basisdemokratie stelle ich mir jedenfalls was anderes vor!«

Den erregten Auseinandersetzungen um die Frage, ob in einem illegal entführten Linienbus das legale Rauchverbot hinfällig werde, und wenn ja, ob dann nur der Entführer oder auch die Entführten rauchen dürften, setzte Grass ein Ende, indem er alle Nichtraucher auf der Bustoilette einsperrte. Die Geisel Elisabeth G. (32), eine Zahnarzthelferin mit den Hobbys Astrologie und Schlümpfesammeln, kann sich die dort verlebten Stunden nur mit Schau-

dern ins Gedächtnis zurückrufen: »Das war nicht feierlich! Ich meine, wir da so zu zwölft in dieser winzigen Kabine, ey, man konnt' sich ja nicht drehen und nicht wenden! Und das Schärfste war noch, dass da ein echter Deutschlehrer mit dringesteckt hat, so 'ne Art Studiendirektor, aber wie aus dem Bilderbuch, komplett mit Gleitsichtbrille und Hochwasserhose, und der hat dann angefangen zu erzählen, wie schofel Grass sein ganzes Leben lang von allen Kritikern behandelt worden sei und dass sie ihn mundtot machen wollten und dass wir Verständnis für seine seelische Notlage aufbringen müssten. Als seine Geiseln würden wir in die Literaturgeschichte eingehen! Höchstwahrscheinlich hätte dieser Lehrer noch länger geredet, wenn er nicht zufällig zwischen zwei ehemaligen Preisbuxen eingequetscht gewesen wäre, die ihm auf überzeugende Weise zu verstehen gaben, dass sie sich nicht für Literaturgeschichte interessierten ...«

Die Irrfahrt führte zunächst weiter über Hamburg-Harburg in Richtung Kalkutta, wo Grass nach eigener Aussage die Erinnerung an verflossene Urlaubstage aufzufrischen und ernste Gespräche mit hochrangigen Politikern, Gewerkschaftsfunktionären und Menschenrechtsaktivisten zu führen wünschte. Unterwegs nahm er die Arbeit an einer

Romantrilogie, einem Musical zum Thema Finanzmarktkrise, einem Sonettenkranz, einem Zyklus erotischer Radierungen, einer Walfischskulptur und einer Regierungserklärung auf. »Damit wollte er gleich im Anschluss an den Abstecher nach Kalkutta vor die UN-Vollversammlung treten«, heißt es in einer eidesstattlichen Versicherung der Geisel Helga N. (44), einer zuckerkranken Hausfrau aus der Uckermark. »Aber dann ist schon kurz vor Wolfsburg der Keilriemen gerissen, und wir mussten alle in einen baufälligen, von Grass gekaperten VW-Käfer umsteigen.«

Ungefähr ab diesem Zeitpunkt entglitt dem Großschriftsteller zusehends die Herrschaft über seine Sinne. Während sich die dreizehn nikotinabhängigen Geiseln, die er mitnahm, auf der hinteren Sitzbank zusammendrängen mussten, beanspruchte er für sein Stehpult, seine Arbeitsunterlagen und sich selbst den kompletten Beifahrersitz und gab dem Fahrer Torsten W. (39), einem arbeitslosen Floristen, überaus konfuse Anweisungen für die Weiterfahrt. Jedenfalls fand sich die Reisegesellschaft drei Tage später nicht in Kalkutta, sondern im Zentrum von Herford wieder. Dort verschanzte sich Grass mit nunmehr insgesamt 29 alten und neuen Geiseln in der örtlichen Stadtbücherei. Zu seinem Verdruss entdeckte er in einem Flur seinen Gedichtband »Die Vorzüge der Windhühner« in einem Ramschkarton mit aussortierten, seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr entliehenen Büchern.

»Da ist er durchgetickt«, sagt die mit dem Leben nur knapp davongekommene Bibliothekarin Annette E. (56). »Wir hatten anfangs gar keine Ah-

nung, wer dieser Kerl mit der komischen Strumpfhose über der Birne eigentlich war und was ihn antrieb, aber als er den Leuten dieses Gedichtbändchen um die Ohren haute, da klingelte es bei mir.«

Geklingelt hatte es inzwischen auch bei der Autobahnpolizei. Es gelang ihr, den havarierten Überlandbus ausfindig zu machen und das Dutzend Nichtraucher aus der Toilette zu bergen. Niemand aber mochte den Befreiten glauben, dass die Geiselnahme Günter Grass anzulasten sei, denn man kannte ihn doch eher als Befürworter der 35-Stunden-Woche und der paritätischen Mitbestimmung.

Weit gefehlt! In der Herforder Stadtbücherei stellte der gelernte Steinmetz Grass aus Waschraumkacheln, Armaturen, Pfeifentabak, Schnurrbarthaaren und Streichholzkopfzündpulver mit bloßen Händen eine Boden-Boden-Rakete her, die das Berliner Willy-Brandt-Haus treffen sollte, aus Rache für die mangelhafte Bereitschaft der SPD, sich in Günter-Grass-Partei umzubenennen. Mit durchschlagendem Erfolg – die Rakete erschütterte die deutsche Hauptstadt in ihren Grundfesten und schuf von Zehlendorf bis Pankow eine Trümmervüste. Von Hass und Übermut getrieben bombardierte Grass danach auch das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar, das Rostocker Kempowski-Archiv und die Brücke von Remagen sowie die Stadtzentren von London, Coventry, Rotterdam, Paris, Warschau, Budapest, Moskau, Peking und Hanoi. »Und dabei hat er die ganze Zeit beteuert, dass er für den Frieden kämpfe«, sagt Helga N. und trocknet sich die Tränen mit einer Ecke ihre abgeschabten Kittelschürze.

Kurz vor dem Zugriff einer Spezialeinheit des Bundeskriminalamts gelang es Grass, um 5 Uhr 45 auch die Wallstreet, Hollywood, Lönneberga, Hogwarts und den Tempelberg in Jerusalem unter Beschuss zu nehmen und rund um die Erde alle Universitätsstädte auszuradieren, aus denen er noch keinen Ehrendoktorhut bezogen hatte.

Um keine weiteren Menschenleben aufs Spiel zu setzen, schläfernte die Polizei den Geiselnehmer via Megaphon mit einer Lesung aus seinen eigenen Werken ein und überstellte ihn mit Blaulicht in die nächstgelegene Unfallklinik, wo man ihm zur Sicherheit einen scharf angespitzten Holzpflöck durchs Herz stieß.

Seither ist es erfreulich still geworden um den umtriebigen Literaten Grass. Die Nachwelt kommt ohne ihn und seine Stellungnahmen zu allen möglichen politischen Tagesereignissen besser zurecht, als er jemals vermutet hätte. Nur ein paar der befreiten Geiseln gedenken seiner immer noch voller Leidenschaft. »Man kann nicht sagen, dass wir auf der Bustoilette zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengewachsen wären«, sagt Ulrich M. und streichelt zärtlich den gluckern den Benzinkanister auf seinem Schoß. »Aber ich finde es gut, dass wir uns dazu entschlossen haben, dem Günter-Grass-Haus in den nächsten Tagen eine Stippvisite abzustatten.«

Man kann's verstehen.



GERHARD HENSCHEL

Einfälle und Abfälle



KRYPTISCHES BUCH

Gebannt liest du den Kriminalroman,
aber das Buch selbst langweilt sich;
es kennt bereits den Mörder.

★

In ihrem Schlaf träumen die Wörter
von anderen Bedeutungen.

★

Alles hat zwei Seiten,
lachte das Buch und rupfte sich die
überzähligen Blätter aus.

★

Die Sprache macht
aus einem Elefanten ein Wort.

★

Unter den Verrückten
gilt der Künstler als Simulant.

★

Das Buch, das zugeklappt wird,
stirbt einen kleinen Tod.

★

Oh, wie manche Symbole
ihre Bedeutungen hassen!

★

Irgendwo in den langen, verschachtelten Sätzen der Philosophen
wartet der Minotaurus des Sinns auf den geschwächten Leser.

★

Das Wort »einsilbig« ist dreisilbig.
Denk mal darüber nach!

★

Irgendwann glaubt die Tastatur,
dass sie all die Romane geschrieben hat.

★

So manche Erkenntnis, die mit großem Hallo eintritt,
verlässt den Raum an Krücken.

PETER KÖHLER

DER MANN IST SCHRIFTSTELLER UND HAT EINEN LITERATURKRITIKER GESCHREDDERT. DAS MORDMOTIV LIEGT ALLERDINGS NOCH VÖLLIG IM DUNKELN.



ANDREAS PRÜSTEL



EBERHARD HOLZ



FREIMUT WOESSNER



PAPALA

Anzeige



HARM BENGEN

Die besten historischen Romane dieses Winters

Leprakranke B

Barbara di Carnevale:

Die Rückkehr des Doms

Köln, 1366 n.Chr.: Die mittelalterliche Laubenpieperkolonie »Zur lustigen Fronarbeit« wird von einer spektakulären Rufmordserie erschüttert. Die Spur führt zum undurchsichtigen Grafen Schwetzer, der sein *Ius primae noctis* beim Hütchenspiel an den Dorfdeppen Hannileyn verspielt hat. Doch auch die Gilde der Konservierungsmittelmacher scheint ihre Finger im Spiel zu haben. Der Unmut darüber, dass die Ratsherren die Herstellung des kostbaren Konservierungsstoffs Thiabendazol verboten haben, weil er erst 600 Jahre später entwickelt werden wird, sitzt tief. Können das pissige Kräutergewib Hysteria, der weise Puppenspieler Gernoth und der leprakranke Beutelschneider Heinz-Rüdiger den hinterhältigen Intrigen des Stadtrats, der geballten Inkompetenz des Bischofs und der technischen Brillanz des Lukas Podolski die Stirn polieren? Das letzte Domkapitel des bewegenden Meisterwerks von Barbara di Carnevale führt den Leser direkt in die Abgründe der rheinischen Frohnatur und dokumentiert die Folgen einer Verschwörung, die auch heute noch jedes Jahr im Februar ihren Tribut fordert ...

Fazit: Hier ist das Mittelalter so lebendig, dass man den Dom am liebsten in Köln lassen möchte.

★	Magie	Barbara di Carnevale:
★	Illuminaten	Die Rückkehr des
★	Ökologie	Doms , Narrenturm-
	Historizität	Verlag, 867 Seiten,
★★★	Gesamtwertung	Preis: 20 Taler

Lars Leppien:

My Heart Will Cool Down

Anfang des letzten Jahrhunderts stoßen die beiden Inuitgeschwister Ammouk und Ammoniak beim Stöbern in einer alten Lachskiste, die sie auf dem Dachboden ihres Iglus gefunden haben, auf eine vergilbte Fotografie, die beweist, dass ihr Urgroßvater Jesus Christus war. Als die beiden auf die Idee kommen, die Lebensgeschichte ihres Urahns an *Holiday On Ice* zu verscherbeln, schreitet der vatikanische Geheimdienst ein und versucht, dieses finstere Geheimnis mit allen Mitteln zu vertuschen. Ammouk und Ammoniak gelingt die Flucht, indem sie auf einem herrenlosen Eisberg anheuern. Sie meistern zahlreiche Gefahren wie Killerrobben, Schneestürme, Skorbut und Inzest. Doch plötzlich taucht ein riesiger Luxusliner des MI6 vor ihnen auf. Werden sie die fürchterliche Kollision überleben?

Fazit: Andere Bücher gehen immer nur in die Tiefe, Leppien kratzt endlich mal an der Spitze des Eisbergs.

★	Magie	Lars Leppien: My Heart
★	Illuminaten	Will Cool Down , Verlag
★	Ökologie	für bedrohte Völker,
	Historizität	1120 Seiten, Preis: ein
★★★	Gesamtwertung	Sack frischer Heringe.



Götz von Trutz:

Die Geliebte des Postkartenmalers

Nachdem sie ihren noch warmen Vanillepudding aus Versehen mit zwei gestrichenen Esslöffeln Chilisauce abgebunden hatte, wird die blinde Malerin Hilde Lainwant mit einem Schlag ins Wien des Jahres 1907 versetzt. Da sie auch danach weiterhin blind ist, bleibt ihr nichts anders übrig, als noch mal ganz von vorn anzufangen. Bei der Aufnahmeprüfung an der Allgemeinen Malerschule der Wiener Kunstakademie versagt sie kläglich, verliebt sich aber unsterblich in den ebenfalls gescheiterten Adolf Hitler, der ihr in der Folgezeit mit seiner Methode »Malen nach Qualen« die Freude an der Kunst endgültig verleiht. Spätestens als die mysteriöse Anne Frank auftaucht, die den armen



EBERHARD HOLZ

Postkartenmaler auf der Suche nach dem verschwundenen Bernsteinzimmer durch halb Europa jagt, wird deutlich, dass immer mehr der seelische Verfall des Autors in den Vordergrund der Handlung tritt. Götz von Trutz erkennt nach rund 750 qualvollen Seiten endlich, dass er in Wirklichkeit ein reinrassiger brauner Wolfshund namens Wotan ist, der sich den Rest seiner Menschlichkeit unter Sauerstoffentzug weggewichst hat.

Fazit: Das ultimative Braunschwarz für alle, denen »South Park« noch nicht genug Geschmacklosigkeiten und Tabubrüche beschert hat.

- ★ Magie
- ★ Illuminaten
- ★ Ökologie
- ★ Historizität
- ★ Gesamtwertung

Götz von Trutz: **Die Geliebte des Postkartenmalers**, Verlag Braune Grütze, 748 Seiten, Preis: Drei Jahre wegen Volksverhetzung.

Mario Hönisch:

Vom Höllenwert der Worte

»Eene, meene, mütz, die Muddi hadd'n Schlitz, und wird der Vaddi spitz, ist unterm Schlitz 'ne Pfütz« – Dies ist die Geschichte des jungen Durs Grünbein, der bereits im Kindergarten durch sein phänomenales dichterisches Talent auffällt. Doch eines schönen Tages lernt der heranwachsende Durs in einem FDJ-Ferienlager den russischen Koch Jewgeni Schtscherbakow kennen. Dieser stets zu Späßen aufgelegte ehemalige Rotarmist zeigt ihm eine Urkunde, die er dem Leibhaftigen beim Soljanka-Wettessen abgeluchst hat. Das Dokument beweist, dass der Vater von Durs das lyrische Ich seines Sohnes dem Teufel abgekauft und ihm dafür die Dresdner Frauenkirche in Zahlung gegeben hat. Nur Schrottgedichte können die Frauenkirche jetzt noch retten. Wie wird sich der junge Mann entscheiden?

Fazit: Eene, meene, motzen, dies Buch, das ist zum, äähm ... Nachdenken.

- | | | |
|-----|---------------|------------------------------------|
| ★ | Magie | Mario Hönisch: |
| ★ | Illuminaten | Vom Höllenwert der |
| ★ | Ökologie | Worte , Verlag à Postrophe, |
| ★ | Historizität | 313 Seiten, |
| ★★★ | Gesamtwertung | Preis: Ihre Seele. |

MICHAEL KAISER

Aus der Schreibwerkstatt

Irgendwo brummte ein Bär, als der Autor an seinem neuen Text saß und gerade schrieb, dass irgendwo ein Hund bellte. Der Autor stutzte und kratzte sich hinter dem Ohr: War es nicht eher eine Fliege, die irgendwo gesummt hatte?

Er öffnete das Fenster, um sie hinauszulassen. Irgendwo knatterte ein Motorrad, und irgendwo anders klapperte in irgendeinem Fenster irgendein Rollo im Wind. Irgendwie klang es von fern wie das Klackern der Tastatur, wenn er an diesem blöden Text schrieb. Wollte den überhaupt irgendjemand lesen? Irgendwo knurrte ein Magen, und der Autor ging in die Küche, um irgendwas zu essen, und ließ Text Text sein, denn sowieso krähte nirgendwo ein Hahn danach. Außerdem brummte ihm der Schädel.

★

Mitten in der Arbeit an seinem neuen Roman – Paul Müller war gerade auf Seite 251 angekommen – flackerte plötzlich der Bildschirm, und eine große Schrift legte sich über seinen Text: »Lieber Paul Müller«, las Paul Müller, »ich kann nicht mehr! Und ich will auch nicht mehr. Denn, im Vertrauen: Du schreibst einen riesigen Mist. Lies doch selbst! Da bellt irgendwo ein Hund, eine Frau sagt dauernd ›Oh mein Gott‹, es wimmelt von überflüssigen Worten wie ›auch‹, ›noch‹ und ›doch‹ – weißt Du was? Am besten, Du fängst ganz neu an! Ich jedenfalls mache jetzt Schluss. Viele Grüße, Dein Computer.« Der Rechner schaltete sich aus. Zuerst war Paul Müller stinkwütend, aber als ein paar Wochen vergangen waren, gab er ihm recht **PETER KÖHLER**



ANDRÉ POLOCZEK

Fiele Fögel

Nicht wenige Menschen tun in unserer Gesellschaft Dinge, von denen sie nicht nur keine Ahnung haben, sondern auch überhaupt nichts verstehen. Mitunter drängt sich einem gar der Eindruck auf, Ahnungslosigkeit ist die erste Voraussetzung für eine erfolgreiche Karriere in Politik und Wirtschaft.

Oder nehmen Sie Günter Grass, den deutschen Literaturnobelpreisträger, dessen dicke Schwarten zu Dutzenden in Akademikerregalen verstauben. Wie kann es ein Mensch zu solch astronomischen Ehren schaffen, wo er doch weder schreiben noch lesen konnte, wenigstens bis zur Einschulung.

Dieses Beispiel habe ich ausgewählt, weil es zwischen Grass und mir Parallelen gibt. Auch ich hatte eine Schwäche für Bücher bzw. eine Schreib- und Leseschwäche, die leider die Zeit meines Grundschulbesuches überdauerte.

Schon in der dritten Klasse nahm meine Deutschlehrerin meine Erziehungsberechtigten zur Seite und meinte kopfschüttelnd: »Das wird nichts.«

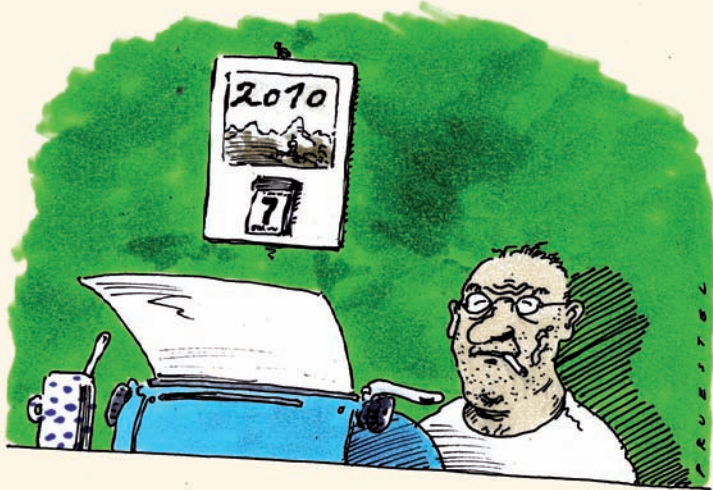
»Und wenn wir ihn richtig rannehmen? Üben bis zur Übelkeit!«

»Kleine Besserungen möchte ich nicht ausschließen. Ein Sprachgenie wird er nie.«

Damit war Vaters Ehrgeiz angestachelt. »Von wegen kein Sprachgenie!«, stöhnte er. »Wir machen einen Schriftsteller aus ihm.«

Jede freie Minute wurde gedudelt, dass die Wörterschwarte nur so krachte. Wir klopfen einzelne Wörter ab, paukten ganze Sätze und büffelten die Grammatik, die ich damals für ein Teilgebiet der Atomphysik hielt. Mutter zeigte sich solidarisch und kochte Buchstabensuppe. Zwischendurch assistierte sie Vater, der nach dem aus Weidenruten geflochtenen Teppichklopfer rief, wenn er in einer pädagogischen Sackgasse gelandet war. Diese autoritäre Erziehungsmethode, die in der Diktatur ungesühnt blieb, hätte Vater Jahre später Zuchthaus wegen Kindesmisshandlung eingebracht. Außer Hämatomen und Schwellungen im Sitzfleischbereich bewirkten sie keine wesentliche Verbesserung meiner Orthografie.

In Mathe war ich dagegen ein As, brachte regelmäßig Einsen nach Hause, die allerdings wegen meiner Schreibschwäche unbeachtet blieben. Wenn ich Fünf mit Vier multiplizierte, war das unwiderlegbar Zwanzig. Oder die Drei blieb das ergebnisorientierte Produkt der Wurzel aus Neun. Da konnte selbst ein Einstein nicht dran



AUF DEN GEWINN EINES HOCHDOTIERTEN LITERATURPREISES IM JAHRE 1974 FOLGTE EINE ANHALTENDE SCHREIBBLOCKADE, DIE DEN ALTERNDEN AUTOR ALLMÄHLICH AN SEINER KÜNSTLERISCHEN BESTIMMUNG ZWEIFELN LIESS.

ANDREAS PRÜSTEL

fliegen ford

rütteln. Mathe war eben logisch. Nicht aber die deutsche Sprache.

Besonders schwer tat ich mich mit gleichklingenden Konsonanten wie Pf – F – Ph oder V. Das Lieblingstier pubertierender Mädchen, das sie gern striegeln und reiten, schrieb ich ohne P. Was ich in meinem leicht sächselnden Dialekt nicht sprach, schrieb ich auch nicht.

An einem sonnigen Frühlingstag spazierten wir durch einen Park. Als plötzlich ein Rad schlagendes Federvieh vor uns auftauchte, nutzte Vater sofort die Gelegenheit und wollte wissen, um welches Tier es sich hier handelt.

»Ein V«, antwortete ich.

»Und wie schreibst du ihn?«

»Na, mit V.«

»Nein!«, brüllte Vater, und Passanten drehten sich verängstigt um. »Mit P vorne dran. Und wie weiter?«

Ich zuckte mit den Schultern. Vater verpasste mir eine saftige Ohrfeige und ich schrie laut: »Au!«

»Richtig! Und zu welcher Gattung gehört der Pfau?«

»Zu ... zu ... zu den Vögeln«, stotterte ich heulend.

»Na, geht doch«, lobte Vater reserviert. »Und nun buchstabiere das Wort Vogel!«

»P – f – o ...«

»Neiin!« Vaters dünne Nerven gingen durch wie wild gewordene Ferde. Und irgendwann hatte ich ihn so weit. Monate später, während einer Bahnfahrt ins Fogtland, wo wir die Herbstferien verbringen wollten, diktierte mir Vater Sätze. Dabei wurde er immer nervöser. Und dann versetzte ich ihm mit dem Satz »Fiele Fögel fliegen ford« den Todesstoß. Schreiend warf er sich auf den Rücken und strampelte mit den Beinen wie ein Maikäfer. Mai schrieb ich übrigens wie ein Hühnerprodukt mit M vorn dran. Ein zufällig anwesender Arzt stellte ihn mit einer Spritze ruhig und übergab ihn an der nächsten Bahnstation den staatlichen Organen.

Ich genoss die schmerzfreie Zeit, die Vater in der Nervenheilanstalt verbrachte. Der Ausklopfer hatte Urlaub und Mutter auf feste Nahrung umgestellt.

Dass ich dennoch Schriftsteller wurde, hatte andere Gründe. Zum Arbeiten war ich zu faul, für einen Banker oder Politiker fehlte mir das nötige Rüstzeug. Für den Schriftsteller reicht ein Computer mit Rechtschreibprogramm. Den Rest erledigen Redakteure oder Lektoren. Fehler, die durch ihr Raster fallen, kann mir keiner anlasten, sie gelten als Druckvehler.

U. S. LEVIN

Hamstons Tod

Es gibt Nachrichten, die so absurd sind, dass man sie gleich für wahr hält. Die deutsche Bühne vermeldete kürzlich, die Dramatikerin Christiane Kalss habe ein Stück über den Tod eines Hamsters geschrieben: »Staub (Hamstersterben)«. Todesort: eine Waschmaschine, Todesart: Heißwaschgang. Die Handlung: Ein Stelzbock und eine Dame namens »Die Frau, die nichts vom Hamster weiß« finden über den Tod des Tiers zueinander. Es ist nicht schwer vorauszusagen, dass das Stück Wirkung machen wird. Wenn Zeitgeist auf Zeitgeist trifft, gibt es, wie bei der Reaktion von Materie und Antimaterie, einen großen Knall, und am Ende bleibt – nichts.

Oktober 2010 – Kalss liest auf der Frankfurter Buchmesse. Tierschützer bewerfen sie mit blutigen Fellimitaten. Reich-Ranicki erklärt, seit Brechts »Ein Pferd klagt an« möge er keine Literatur, in der Tiere sprechen bzw. »beredt schweigen«; er werde sich nicht mit Kalss' Machwerk beschäftigen.

November 2010 – Christiane Kalss tourt von Lesung zu Lesung. Erste Theater sagen ab. Der Grund: Der Hamster hat keine Sprechrolle. Die Autorin gibt ein Rundfunk-Interview, in dem sie die These vertritt, dass Hamster nicht sprechen können. Ein Anrufer nennt ihr Weltbild »humanzentristisch«.

Januar 2011 – Kalss übernimmt die Patenschaft über eine Hamsterweise mit Migrationshintergrund, die ihre Eltern bei der Überfahrt übers Mittelmeer verloren hat. Der *Focus* berichtet.

Februar 2011 – »Staub (Hamstersterben)« hat in Leipzig Premiere. Die Autorin hatte in Zusammenarbeit mit einem basisdemokratisch konstituierten 15-köpfigen Regie-Team um Sebastian Hartmann eine Bühnenfassung erstellt, in der der Hamster erstmals Sprechtext erhält (Bruchstücke aus der Erklärung der allgemeinen Menschenrechte). In einem Interview mit dem *Kreuzer* versichert Hartmann, dass das Fleisch, das ins Publikum geworfen werde, nicht von Hamstern stamme.

März 2011 – *Theater heute* bringt den toten Hamster von Leipzig auf den Titel und eine Besprechung der Aufführung, worin das »Ende des menschlichen Theaters« verkündet wird. Unzweifelhaft seien Shakespeare, Büchner und Erika Runge die Gipfelpunkte des europäischen Theaters, aber in Zeiten des Umbruchs müsse mit Traditionen gebrochen werden; die größte Fessel des traditionellen Theaters sei, dass es sich auf Handlungen zwischen Menschen beschränkt. – Reich-Ranicki erklärt, dass Tiere ausschließlich in Lessingsche Fabeln gehören und

er sich mit einem Machwerk wie dem der Kalss nicht beschäftigen werde.

April 2011 – Auf der Leipziger Buchmesse mit dem Schwerpunkt »Afrika« wird das Werk als hingebungsvolle Parteinahme für das Schicksal tierischen Lebens, insbesondere des schwarzafrikanischen, gewürdigt.

Juni 2011 – Der Betreiber des Blogs *Fuck You, Penguin!* behauptet, die Autorin habe bei der Erarbeitung der zweiten Fassung lange Passagen aus seinem Blog kopiert und als ihre Texte ausgegeben, unter anderen eine Szene, in der der Hamster Geschlechtsverkehr mit einem vierzig Jahre älteren Taxifahrer hat. Durs Grünbein verteidigt Kalss in der *FAZ* mit den Worten: »Was heißt demgegenüber Entlehnung, was Plagiat oder Herkunft des Materiellen, man vergesse doch nicht, dass diese Begriffe in Sphären liegen, die ohne Raum und ohne Atem sind.« – Reich-Ranicki erklärt, dass schlechte Sprachbilder auch dann nicht besser werden, wenn sie von Gottfried Benn geklaut sind, und dass er sich mit einem solchen Machwerk nicht beschäftigen werde.

Oktober 2011 – Suhrkamp präsentiert zur Frankfurter Messe die Werkausgabe erster Hand der frisch unter Vertrag genommenen Autorin, worin die nun-



mehr dritte Fassung des Stücks zum Abdruck kommt. Die menschlichen Figuren sind nun sämtlich aus dem Stück gestrichen, die Handlung konzentriert sich auf den Leidensweg des Hamsters vom Käfig im Kinderzimmer über den Flur bis zur Zentrifuge in der Waschküche. Der Titel der dritten Fassung lautet »Odyssee (Hamsterdeportation)«. Dem Stück ist ein Motto vorangestellt: Hamster moi ennepe mousa polytropou hos mala polla. Als Urheber des Mottos ist Durs Grünbein angegeben.

November 2011 – Im *Spiegel* erscheint ein Verriß von Martin Doerry, in dem der Verkaufstop der Werkausgabe gefordert wird. Das Stück sei strukturell antisemitisch. Der Hamster stehe für das raffende, die Zentrifuge der Waschküche für das schaffende Kapital. Auffällig sei, dass des Hamsters Käfig laut Regieanweisung mit Laubsägearbeiten geschmückt ist, wovon sich leicht auf Laubhütten schließen lasse. Der Rezensent räumt zwar ein, dass dergleichen kein Beweis sei, aber keinen Beweis zu haben sei schließlich kein Grund, keinen Verdacht auszusprechen.

Dezember 2011 – Die Deutsch-Arabische Gesellschaft verleiht Kalss in absentia ihren frisch ins Leben gerufenen Stiftungspreis zur Beförderung der Humanität. Judith Butler hält die Laudatio, in der sie den Begriff »Hamster« etymologisch von »Hamas« herleitet und an der Autorin rühmt, dass sie offen lasse, welchen Geschlechts und welcher sexuellen Orientierung der Hamster sei. – Die Linke veranstaltet eine Pressekonferenz, auf der Inge Höger erklärt, Kritik an der Kalss stärke den Staat Israel und sei damit de facto wider die Menschlichkeit. Das gelte besonders für Kritiker, die ihre politischen Ressentiments hinter ästhetischen Urteilen verstecken.

Januar 2012 – Kalss distanziert sich von allen Versuchen, ihre Stücke politisch zu instrumentalisieren, und zieht sich auf das Frauendeck eines türkischen

Mittelmeerliners zurück, woselbst sie ihr Werk überarbeiten will. Dabei gerät sie in Gefangenschaft von Piraten und taucht erst Monate später wieder als deren Wahlkampfleiterin in Deutschland auf. – Der Hamster, der in der Leipziger Inszenierung die Hauptrolle und bei *Theater heute* das Titelbild hatte, feiert einen fulminanten Regie-Erfolg mit der Inszenierung von Orwells »Farm der Tiere«.

Mai 2012 – Im Internet taucht eine Raubkopie der noch unveröffentlichten vierten Fassung des Stücks auf, in der nunmehr 24 Hamster auftreten. Die Fassung handelt von der Hinrichtung eines Hamsters durch seine eigenen Bundesgenossen. Der Titel lautet »Hamstons Tod«. In der ersten Szene betritt der Held die Bühne mit den Worten: »Sie werden es nicht wagen.« Daraufhin wird er von 23 Hamstern ergriffen, und die verbleibenden 4,75 Akte zeigen minutiös den Vorgang der Hinrichtung, die vermittelt eines mehrstufigen Dauerwaschgangs bei 90°C zur Durchführung gebracht wird. – Die Kalss erklärt, dass man doch bitte nur das Copyright der großen Filmkonzerne missachten, das der kleinen Autoren aber respektieren solle. Das ZK der Piraten schließt die Autorin daraufhin im Schnellverfahren aus der Partei aus.

Juni 2012 – Reich-Ranicki erklärt öffentlich, dass er sich mit einem solchen Machwerk nicht beschäftigen werde, es sei denn, Thomas Gottschalk wolle in einer Talkshow mit ihm darüber plaudern.

September 2012 – In Osnabrück wird das erste Schauspielhaus für Hamster gegründet. Es mangelt an begabten Darstellern. Die Schauspielschule »Ernst Busch« nimmt sich des Problems an und eröffnet eine Sonderklasse.

Oktober 2012 – Christiane Kalss erklärt, dass sie beabsichtigt, ein Stück über ein leeres Zimmer zu schreiben.

FELIX ALBERTS
ZEICHNUNG: NEL